

«Es braucht Mut, eingefahrene Denkmuster infrage zu stellen»

Marcel Hänggi wünscht sich mehr Fantasie, wenn es um die Rettung unseres Planeten geht. Heute Abend spricht der Umweltjournalist in Biel darüber, weshalb gesperrte Strassen für mehr Lebensqualität sorgen.

Interview: Carmen Stalder

Marcel Hänggi, wie oft duschen Sie?

Marcel Hänggi: (lacht) In der Regel einmal täglich.

Und wie warm ist es in Ihrer Wohnung?

Etwa 19 Grad.

Mit diesen Fragen hat sich die Schweiz in den vergangenen Monaten beschäftigt. Sie finden jedoch, dass diese Debatte zu wenig weit greift. Wieso?

Die Botschaft zielt aufs Individuum und ist unangenehm: Jetzt müssen wir frieren und weniger duschen. Natürlich bringt das ein wenig etwas. Aber langfristig brauchen wir strukturelle Änderungen.

Weshalb?

Wir sollten versuchen, mit weniger Energie besser zu leben, statt in den Wohnungen zu frieren.

Wie soll das gehen?

Da gibt es verschiedene Ansätze. Ich habe mein Büro hier in Zürich in der Kalkbreite, einer Siedlung mit Wohnungen und gemeinsamen Bereichen. Die Bewohnenden teilen sich beispielsweise eine luxuriöse Küche. In den Wohnungen dagegen sind die Küchen relativ bescheiden.

Sind die Leute bereit, auf eine schöne Küche zu verzichten?

Es ist kein Verzicht, im Gegenteil: In der gemeinsamen Küche hat es Küchengeräte, die man sich sonst nicht leisten könnte. Es gibt auch Gästezimmer, sodass es nicht in jeder Wohnung ein zusätzliches Zimmer braucht. Beim Verkehr ist es noch offensichtlicher: Die meisten Menschen wären gerne weniger unterwegs. Wenn es gelingt, die Wege zu verkürzen – etwa mit einem grösseren Angebot an Läden –, kann man mit weniger Verkehr gleich mobil sein.

Wie kommen wir zu solchen strukturellen Änderungen?

Wenn wir etwa über Elektroautos sprechen, reden wir nur über ein Element des Mobilitätssystems, nämlich über die Antriebsart. Wenn wir Systeme effektiv ändern wollen, müssen wir sie jedoch als Systeme betrachten. Wir müssen uns fragen, was der Zweck eines Systems ist – in diesem Fall, dass wir an Orte des täglichen Lebens gelangen können – und wie wir den Zweck so erfüllen, dass es möglichst keine negativen Folgen gibt.

Und dann?

Dann kann man beginnen, Fragen zu stellen. Wie können wir uns anders bewegen und neue Raumstrukturen schaffen? Man muss davon wegkommen, Stadtteile voneinander zu trennen, in denen man wohnt und arbeitet. Die Aufenthaltsqualität in Städten muss gesteigert werden.



Marcel Hänggi engagiert sich in seiner Freizeit auf einem Gemeinschafts-Bauernhof in Zürich, wo er Gemüse produziert – und Hühner hält.

Bild: Anita Affentranger/zvg

Es geht Ihnen also nicht um Verzicht, sondern ein neues Denken.

Das Problem ist: Was wir uns gewöhnt sind, nehmen wir nicht als Verzicht wahr. Der brutalste Verzicht, den wir als Gesellschaft im 20. Jahrhundert geleistet haben, ist derjenige auf den öffentlichen Raum als Begegnungsort. Wenn Sie Bilder aus den 40er Jahren anschauen, dann sehen Sie Strassen als Orte, wo sich Menschen treffen und Kinder spielen. Das geht heute nicht mehr.

Wieso nicht?

Weil es zu gefährlich ist. Die Autos haben sich diesen Platz genommen. Es ist ein massiver Verzicht – aber die wenigsten nehmen ihn als solchen wahr. Wenn eine Strasse für den Autoverkehr gesperrt wird, heisst es: Jetzt müssen wir aufs Autofahren verzichten! Dabei ist es eine Öffnung für andere Nutzungsformen.

Wie kann man solche Ideen mehrheitsfähig machen?

Die Schweiz hinkt da hintendrein. Städte wie Barcelona, Paris und Kopenhagen zeigen, dass es geht, Autos aus dem Stadtkern zu verbannen. Oft wehren sich am Anfang die Gewerbetreibenden aus Angst, sie würden weniger Umsatz machen.

Später merken sie, dass sie mehr Umsatz machen, weil die Fussgänger mehr einkaufen. Und dann will man nicht mehr zurück. Biel hat es immerhin geschafft, eine Entwicklung in die verkehrte Richtung zu stoppen.

Sie sprechen vom Westast – der Bau dieser Autobahnumfahrung wäre aus Ihrer Sicht genau in die falsche Richtung gegangen?

Leider geht es ja gerade im Verkehrsbereich immer noch in die falsche Richtung. Sei es in Biel oder andernorts. Man geht nach der Logik: Da hat es viel Verkehr, also müssen wir mehr Strassen bauen. Dabei weiss man, dass jede neue Strasse zusätzlichen Verkehr generiert. Durch das bessere Verkehrsangebot hat sich eigentlich die Lebensqualität verschlechtert.

Wie das?

Wenn die Verkehrswege immer schneller werden, kann beispielsweise ein Quartierladen nicht mehr überleben gegenüber der Konkurrenz am Stadtrand, die tiefere Mietzinsen und ein grösseres Einzugsgebiet hat. Also geht der Laden zu und für alle, die dort eingekauft haben, ist es ein Verlust. Vor 50 Jahren

gab es in der Schweiz etliche Läden. Heute bin ich gezwungen, fürs Einkaufen längere Wege zurückzulegen. Zudem ist unsere Mobilität unglaublich teuer: Ein Schweizer Hausmalt gibt dafür heute mehr Geld aus als für Lebensmittel.

Was braucht es, um diese Entwicklung zu bremsen?

Wir müssen zuerst einmal aufhören, das Falsche zu tun. Da ist Biel ja gut dran, der Westast ist jetzt einmal gestoppt. Als Nächstes kann man Verkehrswege wieder verlangsamen. Eine Stadt sollte sich an der Geschwindigkeit des Gehens orientieren. Im Prinzip ist es eine Rückeroberung: Der öffentliche Raum ist mehr als nur eine Fahrbahn, er sollte ein Lebensraum sein.

Sie bemängeln, dass es uns an gesellschaftspolitischer Fantasie mangelt. Denken wir schlicht nicht weit genug?

Wer sich auf einen Lebensstil eingestellt hat, in dem er auf das Auto angewiesen ist, kann sich oft nicht mehr vorstellen, ohne Auto zu leben. Gesellschaftspolitische Fantasie heisst für mich, dass man neue Lebensformen testet. Es braucht einen gewissen

Mut, eingefahrene Denkmuster infrage zu stellen.

Falls wir diese klimapolitische Wende nicht schaffen – wie sieht dann Ihre schlimmstmögliche Vorstellung aus?

Wenn sich die Menschheit ihre Lebensgrundlage zerstört, gibt es uns nicht mehr. Das ist ein realistisches Szenario. Wenn wir als Spezies nicht gerade aussterben sollten, besteht dennoch die Gefahr, dass wir unsere Zivilisation zerstören. Was mit der Klimakrise auf uns zukommen könnte, hat eine ganz andere Grössenordnung, als wir es mit der Pandemie gesehen haben.

Sie sind aber immer noch zuversichtlich, dass diese Szenarien abgewendet werden können?

Noch können wir die schlimmsten Folgen abwenden. Es ist keine Option, aufzugeben.

Um nicht einfach tatenlos zusehen zu müssen, haben Sie die Gletscher-Initiative mitinitiiert. Im vergangenen Herbst wurde diese zugunsten des Gegenvorschlags zurückgezogen. Stehen Sie hinter diesem Entscheid?

Das ist ein gutes Gesetz. Es kommt 20 Jahre zu spät, aber das können wir jetzt nicht mehr ändern.

Das CO₂-Gesetz wurde 2021 vom Stimmvolk abgelehnt. Warum sollte es dieses Mal klappen?

Es ist ein ganz anderes Gesetz. Es unterstützt Privatpersonen und Unternehmen auf dem Weg zu Netto-Null-Emissionen, es gibt keine neuen Abgaben.

Die SVP spricht wiederum von horrenden Kosten, die auf uns zukommen würden.

Da erzählen sie einfach Unsinn. Sie haben Kosten von über 300 Milliarden Franken genannt – dabei ist das der Bedarf an Investitionen, etwa in neue Heizungen und Energiesysteme. Das sind Aufträge für das Schweizer Gewerbe! Es sind keine «Kosten», da hat die SVP den Grundkurs der Ökonomie nicht verstanden.

Sehen Sie den Gegenvorschlag quasi als letzte Chance?

Ich bin zuversichtlich, dass wir die Abstimmung gewinnen werden. Doch auch wenn sie misslingt: Aufgeben ist keine Option.

Info: Marcel Hänggi ist Umweltjournalist und Historiker. 2019 hat er die Gletscher-Initiative mitinitiiert. Voraussichtlich im Juni kommt der indirekte Gegenvorschlag zur Abstimmung. Heute hält er um 18.30 Uhr in der Stadtbibliothek Biel einen Vortrag zum Thema «Neue Welten denkbar machen».